

Tilman P. Gangloff

Jeder Film ist eine Lüge. Was man als Zuschauer für flüssige Bewegungen hält, besteht tatsächlich aus 24 Einzelbildern pro Sekunde. Aber auch inhaltlich haben Filme nicht viel mit der Realität zu tun – und das keineswegs bloß, weil die Geschichten in der Regel erfunden sind: Vieles wird übertrieben, weil es dann auf der Leinwand oder auf dem TV-Monitor wirkungsvoller ist. Der Rest sind Klischees, an die man sich im Lauf der Zeit so gewöhnt hat, dass sie kaum noch hinterfragt werden.

Blühender Blödsinn

Warum Fernseh- und Kinofilme nur wenig mit der Wirklichkeit zu tun haben

In seinem ebenso amüsanten wie informativen Büchlein *Der Böse steht noch einmal auf* hat Christian Georg Salis eine Vielzahl von Kinoklischees zusammengetragen. Der Titel bezieht sich natürlich auf Filme mit Monstern, Superschurken oder Massenmördern, die meist erst dann Ruhe geben, wenn sie regelrecht ausgelöscht worden sind. Salis beschränkt sich dabei auf Hollywood-Produktionen, aber das Fernsehen arbeitet natürlich ganz ähnlich. Die romantischen Heimatdramen von ARD und ZDF z. B. wären ein dankbarer Untersuchungsgegenstand. In vielen dieser Filme kehrt eine Großstädterin zu ihren Wurzeln in der Provinz zurück. Ihr Zimmer im Elternhaus sieht stets noch genauso aus wie in ihren Teenagerjahren. Meist läuft sie ihrer ledigen Jugendliebe über den Weg, und prompt erwachen die alten Gefühle. Vor dem Happy End müssen die beiden aber erst einmal dem Bösewicht das Handwerk legen. Bei diesem Schurken handelt es sich regelmäßig um den Bürgermeister, der der Heldin ihren Bauernhof abspenstig machen will, um dort wahlweise ein Luxushotel zu errichten oder einen Golfplatz anzulegen.

Zu beliebten Klischeefiguren der jüngeren Vergangenheit zählen nicht erst seit dem französischen Kinokassenknüller *Ziemlich*

beste Freunde sowohl im Kino wie auch im Fernsehen Behinderte. Wer im Rollstuhl sitzt, ist in der Regel hochintelligent, aber verbittert und zynisch (Robert Gwisdek in *Renn, wenn du kannst* von Dietrich Brüggemann). In den letzten Jahren gab es auffallend viele Filme über Menschen mit Downsyndrom, die ausnahmslos liebenswert und lebensklug waren. Den Auftakt zu diesem Subgenre hat 2001 das Drama *Bobby* von Vivian Naefe gemacht. Hauptdarsteller Rolf Brederlow hat damals den Vornamen seiner Rolle angenommen; „Bobby“ heißt seither auch der vom Verein Lebenshilfe für Menschen mit Behinderung vergebene Medienpreis. Stets vermitteln die Geschichten eine politisch korrekte Botschaft: Behindert sind nie die Menschen, denen man es vermeintlich ansieht, sondern die anderen, die sich für normal halten.

Aber nicht nur die Autoren, auch die Regisseure bedienen sich bei der optischen und akustischen Umsetzung diverser Klischees. Selbst in entlegensten Gegenden brennt nachts irgendwo ein Licht, weil man ja andernfalls etwa im Wald nichts sehen würde. Schaltet jemand ein Flutlicht oder die Beleuchtung in einer großen Halle an, macht das immer einen Höllenlärm. Wenn das Festnetztelefon klingelt, schauen die Menschen

erst einmal hin, bevor sie rangehen. Klingelt es dagegen an der Haus- oder Wohnungstür, fragen sie: „Erwartest du jemanden?“ In Dramen ist eine sich sacht im Wind bewegende leere Schaukel stets ein Zeichen dafür, dass ein Kind gestorben ist. Frauen, denen schlecht wird, sind immer schwanger. Hat ein Mann das Gedächtnis verloren, stellt er nach und nach fest, dass er ein ziemlich unsympathischer Zeitgenosse war. Streitet sich eine Frau auf dem Weg zum Vorstellungsgespräch oder zum ersten Arbeitstag mit einem Mann um einen Parkplatz oder schüttet ihm im Fahrstuhl versehentlich Kaffee übers Hemd, kann man darauf wetten, dass es sich um den neuen Chef handelt.

Fundgrube TV-Krimi

Äußerst ergiebige Fundgruben sind auch die TV-Krimis. Dass die gezeigte Polizeiarbeit etwa im *Tatort* nicht viel mit dem Alltag echter Kommissare zu tun hat, liegt auf der Hand, weil sie einen Großteil ihrer Arbeitszeit mit Bürokratie verbringen; ein Film soll schließlich unterhalten und nicht langweilen. Weil aber mittlerweile viele Zuschauer wahre Couchkriminalisten sind, bemühen sich die Filmemacher um einen gewissen Re-



Ziemlich beste Freunde



Alarm für Cobra 11

Literatur:

Christian Georg Sallis:
Der Böse steht noch einmal auf ... und andere Klischees aus Hollywood-Filmen.
Marburg 2006

alismus, was sie allerdings nicht davon abhält, immer wieder blühenden Blödsinn zu produzieren. Besonders beliebt ist die Stürmung einer Wohnung durch ein Sondereinsatzkommando (SEK), in dessen Mitte sich die allenfalls durch eine schusssichere Weste geschützten Kommissare tummeln. Das ist natürlich Unfug, schließlich werden die gepanzerten Spezialisten ja eigens angefordert, damit sich die Ermittler nicht unnötig in Gefahr begeben müssen. Werden sie dennoch getroffen, knöpfen sie anschließend ihr Hemd auf und zeigen die Kugel, die in der Weste steckt. Bei Schießereien auf offener Straße bringen sie sich gern hinter ihrem Auto in Sicherheit. Dabei muss man bloß einmal einen Blechschaden gehabt haben, um zu wissen, dass sie sich genauso hinter einer Zeitung verstecken könnten. Dafür sind Polizisten in der Lage, Türen in null Komma nichts mit einer Kreditkarte oder einem Dietrich zu öffnen, aber im Zweifelsfall werfen sie sich einfach mit der Schulter dagegen. Zu den Klischees gehört auch der Besuch in der Rechtsmedizin, ebenso hartnäckig wie falsch oft Pathologie genannt, wo sich offenbar überwiegend schräge Vögel tummeln: Die Herren Gerichtsmediziner sind oft schrullig, haben einen mitunter recht makabren Humor und flirten gern mit den Kommissarinnen.

In einer Actionserie wie *Alarm für Cobra 11* (RTL) gelten die Gesetze des Alltags ohnehin nicht mehr, schließlich erwarten die Fans der Autobahnabenteurer, dass die Produzenten es kräftig krachen lassen; deshalb enthalten die Produktionen aus der Action schmiede von Hermann Joha viele typische Hollywood-Versatzstücke. Die meisten Effekthaschereien sind harmlos und haben keinerlei Auswirkung auf die Wirklichkeit. Eine Filmlüge aber hat Konsequenzen, die im Zweifelsfall sogar Menschenleben kosten kann: der Mythos des explodierenden Autotanks. In den meisten Fernsehfilmen geht ein Auto zwar nicht mehr in Flammen auf, wenn es einen Abhang hinunterstürzt, aber das hat womöglich sogar eher mit ökologischen Aufgaben zu tun. Trotzdem gibt es die fetten Feuerbälle immer noch, was zur Folge hat, dass nicht betroffene Autofahrer bei schweren Verkehrsunfällen den Opfern keine Hilfe leisten. Den Einsatzkräften gestehen sie später, sie hätten Angst gehabt, dass das Unfallfahrzeug in die Luft geht.

Ein Sachverständiger versichert jedoch, der Treibstofftank eines Fahrzeugs könne gar nicht explodieren: „Die im Tank befindlichen Treibstoffdämpfe sättigen die Luft im Tank derart, dass ein sehr fettes Gemisch entsteht. Hier kann aus Sauerstoffmangel keine Zündung entstehen.“ Ein Tank könne zwar aufplatzen, sodass sich austretender Treibstoff an heißen Fahrzeugteilen wie dem Motor oder dem Auspuff schlagartig entzünden könne, „aber auch das führt keineswegs zu einer Explosion.“ Im Film werde der Flammenball durch Flüssiggas herbeigeführt, das im entscheidenden Moment gezündet werde, aber „eine solch riesige Flammenentwicklung ist mit Benzin oder Diesel nicht zu erreichen“; erst recht nicht mit einer lässig ins Benzin geschnippten Zigarette. Wenn es um die Druckwelle einer Explosion geht, sind die Filmemacher dagegen seltsam unentschlossen: Mal geht ein Held ohne eine Miene zu verziehen aus dem Bild, während in seinem Rücken die Welt untergeht, mal werden Menschen ganze Häuserblocks weit geschleudert. Flugzeuge und Hubschrauber stürzen allerdings grundsätzlich hinter Hügelketten ab. Buchautor Salis weist auf eine weitere Ungeheimtheit hin: Echte Kerle überstehen wüteste Prügeleien klaglos, werden aber ganz handzahn, wenn eine schöne Frau ihre Wunden desinfiziert. Erliegt ein Sympathieträger seinen Verletzungen unterm Sternenzelt, steigt die Kamera in den Himmel.

Klischees im Actionfilm

Gerade Actionfilme strotzen ohnehin vor Klischees, von denen viele falsch sind; so ist es z. B. ausgesprochen schwierig, aus einem fahrenden Auto heraus ein bewegliches Ziel zu treffen und etwa bei einem anderen Auto in den Reifen zu schießen. Bei Verfolgungen fliehen Liebespaare blödsinnigerweise gern Hand in Hand. Ist jemand in der Stadt im Auto auf der Flucht, fährt er unter Garantie in einen Stapel aus Kisten oder Kartons oder rast auf einem Marktplatz in einen Gemüsestand. „Eine typische Filmphantasie“ ist nach Aussage eines Experten für Feuerwaffen auch die Darstellung von Geschosstreffern: Oft werden die Opfer meterweit weggeschleudert. Auch im Fernsehen: In einem *Tatort* aus Luzern (*Ihr werdet gerichtet*, September 2015) erschießt ein Scharfschütze aus großer Entfernung Menschen, deren Verbrechen

durch die Justiz nicht geahndet wurden; sie fliegen regelrecht durch die Luft. Das sei aufgrund der Verhältnismäßigkeit zwischen Geschossgewicht und Körpergewicht gar nicht möglich, erläutert der Experte: „Ein normales Gewehrgeschoss liegt in einem Gewichtsbereich von 12 bis 15 g und kann einen Menschen von beispielsweise 80 kg nicht einfach so wegschleudern. Selbst eine Geschossgarbe aus einer Maschinenpistole oder einem Maschinengewehr wäre dazu nicht in der Lage.“

Während Gewalt immer drastischer und dank aufwendiger Effekte auch scheinbar authentischer dargestellt wird, kann man bei Sexualität den entgegengesetzten Trend beobachten: Bettszenen werden immer schamhafter. Frauen behalten beim Sex gern den BH an und wachen nach leidenschaftlichen Liebesnächten entweder im Nachthemd auf oder werden akkurat von der Decke bedeckt. Verlassen sie das Bett, wickeln sie sich ein Laken um den Körper. Ohnehin wird in Film und Fernsehen meist im BH geschlafen, und wie durch Zauberhand ist am nächsten Morgen auch das Make-up immer noch perfekt. Aber das war schon immer so; jedenfalls im Film.

Tilmann P. Gangloff lebt und arbeitet als freiberuflicher Medienfachjournalist in Allensbach am Bodensee.

